

Der Schweizer Bruder der Gebrüder Grimm

Cyrrill Schläpfer ist beseelt davon, Welten festzuhalten – das Geläut von Schweizer Kühen gehört auch dazu

Von Michael Surber, Reigoldswil

Es roch nach ranziger Butter in diesem alten Bauernhaus ob Arth im Kanton Schwyz, erinnert sich Cyrill Schläpfer. Und in einer dunklen Ecke der Küche mit Leimboden habe eine Gestalt auf einem Stuhl gesessen. Nur von Zeit zu Zeit flackerte die orange-rote Glut einer Brissago grell auf. «Sali Rees», habe sein Begleiter die vor sich hin rauchende Person begrüsst. Kurz darauf habe auch er den noch immer regungslos dasitzenden Mann mit denselben Worten begrüsst: «Sali Rees». Sein Begleiter hatte ihm vorgängig eingebläut, er solle den Mann ja nicht mit «Grüezi Herr Gwerder» ansprechen, das habe der Rees gar nicht gern.

Rees mochte ihn trotz korrekter Anrede nicht. Zumindest habe dieser ihn nie angeschaut und sich nur mit seinem Begleiter unterhalten. Nach einer Viertelstunde habe Rees ihn dann doch noch gemustert: «So? Du willst aso örgel? Hesch überhaupt Musigghör?»

Ja, Schläpfer wollte Örgeli spielen, und ja, er hat wohl auch ein nicht allzu schlechtes Musikgehör. Seine Ausbildung zum Schlagzeuger am renommierten Berklee College of Music in Boston hätte in der Regel als Nachweis für seine Musikalität genügt, war in dem Moment aber kein Argument, das ahnte er. Zeugnisse, Auszeichnungen, all das war für den Autodidakten Gwerder nicht von Wert. Musik hört man, spielt man – aber sicher nicht ab Blatt. Entsprechend unterrichtete er auch: Ohne Noten, aus dem Gedächtnis und nur über das Gehör.

Cyrrill Schläpfer wurde Ende der 1980er-Jahre dann tatsächlich Schüler bei der Schwyzerörgeli-Legende aus dem Muotatal. Das heisst, Gwerder spielte in den folgenden gut acht Jahren wöchentlich im alten Haus ob Arth vor sich hin, und Schläpfer versuchte, das Gehörte auf seinem eigenen Schwyzerörgeli nachzuspielen. Die Lieder zeichnete Schläpfer mit der Zeit auf Audio-Kassetten auf, damit er sie sich zu Hause einprägen konnte. Nach rund zwei Dutzend solcher Treffen in Gwerders Heim habe der Rees einmal trocken angemerkt: «Du wettsch ja wirkli örgel.» Schläpfer war aufgenommen, der raue Umgangston blieb.

Wochen bevor Cyrill Schläpfer diese Anekdote auf einer Kuhweide oberhalb Dornach erzählt, bat ich ihn am Telefon um ein Treffen. Er meinte, das sei schwierig, da er gerade eine längere Auszeit plane und aktuell sowieso an nichts Grösserem arbeite. Er werde in den kommenden Wochen von Luzern aus Richtung Santiago de Compostela in Spanien marschieren, dem Sehnsuchtsort der Pilger. Dabei würde er auch Basel streifen. Ich solle doch einfach einen Tag mit ihm mitgehen.

Und so treffe ich Schläpfer am Mittwochmorgen auf dem Dorfplatz von Reigoldswil (BL). «Vielleicht muss ich dann die heutige Etappe nochmals alleine ablaufen», sagt mir Schläpfer gleich zu Beginn im Gasthaus zur Sonne. Der Tag beginnt bei Kaffee und Gipfeli. Er könne nicht gleichzeitig erzählen und auf die Landschaft achten. «Unmöglich», sagt Schläpfer. Eine schwierige Ausgangslage für ein Wandergespräch.

Hinwendung zum Heimischen

Schläpfer zündet sich eine Zigarette an. Es ist die einzige an diesem Tag. Er ist äusserlich eher der asketische Typ: Zwischen schlaksig und sportlich die Statur, kurz und weissgrau meliert die Haare, weiss der Dreitagebart. Das Gesicht braun und feingeschnitten, die Brille verleiht ihm einen vergeistigten Anstrich.

In der rechten Hand führt er einen vergilbten, grauen Regenschirm mit dem Erkennungszeichen der Santiago-Pilger: der Jakobsmuschel als Aufkleber. Schläpfer war schon einmal dort, erzählt er. Doch wie es scheint, muss er nun noch mal hin. Schläpfer geht festen Schrittes voran auf den nahenden Hügel hinter dem Dorf zu. Im Hinterlaufen erahne ich, dass sein Voranschreiten weniger ein Vorwärtsmarschieren ist, denn eine Art des Davonlaufens.



Der Lehrer. Rees Gwerder sprach, wie er Schwyzerörgeli spielte – direkt und stets auf den Punkt (Bild von 1996). Foto Keystone

In den Jahren, als Schläpfer sich dem Schwyzerörgeli und damit auch Rees Gwerders Welt zuwandte, spielten die Hügel eine wichtige Rolle, genau wie Gwerder auch. Denn dieser war eine Art roter Faden in Schläpfers Film «UR-Musig», der 1993 in die Schweizer Kinos kam. Für die Bild- und Tonaufnahmen kroch Schläpfer in die abgelegensten Täler der Innerschweiz und auf die sanften Hügel des Appenzells, um die archaischen Klänge dieser scheinbar untergehenden Welt festzuhalten, zu konservieren.

Im Film juuzen, zäuerlen, johlen, musizieren und tubaken knorrige Bergler in ihrer natürlichen Umgebung: vor dem Gaden, bei einer Stubete im Muotatal oder beim Silbersterklauen am Fusse des Säntis. Das filmische Resultat ist ein Festival des Ursprünglichen. Das Werk widmete sich dem Heimischen, Jahre bevor sich die Jubel-Swissness Bahn brach. Schläpfers Lust an dieser neueren Hinwendung zur

Schweiz hält sich in Grenzen. «Es handelt sich um eine Art Nullresonanz, wie in einer schalltoten Echokammer», kommentiert der Klangsammler die neue Landlust. Schläpfers Film hatte grossen Erfolg. Selbst die nüchterne NZZ schwärmte: «UR-Musig ist einer der schönsten Filme mit und über Musik überhaupt. Auch weil er uns die Bergler ein bisschen erklärt, die noch in uns hocken.»

1993, als Schläpfer mit «UR-Musig» den «querstehenden Grinden aus dem Muothatal» ein filmisches Denkmal setzte, war das Jahr eins nach der EWR-Abstimmung. In der Kulturszene hatte alles Schweizerische, Heimatverbundene nicht den besten Ruf. Die hiesige Kultur drang auf die grosse, die europäische, globale Bühne, als der international geschulte Schläpfer seine Augen und Ohren Richtung Urschweiz wandte. Mit diesem Schritt enteilt Schläpfer ein Stück weit auch seinem damaligen Milieu an der Zürcher Lang-

strasse. Dort, im Quartier, das zu jener Zeit zwischen Drogenelend und Prostitution lebte, hatte der gebürtige Stadt-Luzerner ab 1989 sein Musiklabel CSR Records aufgebaut. Er verkehrte in der frühen Technoszene, kannte die einschlägigen Lokale, die taktangehenden Künstler. Diese wussten mit Schläp-

Sein Begleiter hatte ihm eingebläut, er solle ihn ja nicht mit «Herr Gwerder» ansprechen.

fers Hinwendung zur Schweiz nicht viel anzufangen. «Den EWR habe ich total abgelehnt, die Abstimmung dazumal hat mich mehr als nur politisiert», sagt Schläpfer.

Profitable Schwärmerei

1994 veröffentlichte er zusammen mit Christine Lauterburg das Album «Echo der Zeit». Es ist Ausdruck dieser eigentümlichen Gleichzeitigkeit in Schläpfers damaligem Leben. Der Tages-Anzeiger resümiert: «Vielleicht ein Meilenstein in der Geschichte der Schweizer Popmusik. So ernsthaft war der Versuch, Schweizer Folklore und aktuelle Popmusik zusammenzubringen, noch nie unternommen worden.»

Während die Lauterburg auf den Aufnahmen jodelt, was das Zeug hält, unterlegt Schläpfer ihre Stimme mit stampfenden Technobeats. Die innerstädtische Presse war erfreut, die Traditionalisten unter den Musikkritikern eher erbost. «Ich habe so manches böse Telefon bekommen», sagt Schläpfer. Er, der Konservator ihrer Welt, hatte sich unerwartet an ihrer Kunst vergriffen.

Wir überqueren bei mildem Frühlingswetter die Welschhans-Strasse und steigen in Richtung der Bergwirtschaft Herrenmatt auf. «Als ich letztthin wieder einmal in der Innerschweiz an einer

Stubete aufspielte, fragte ich mich nach einer halben Stunde, was ich hier eigentlich mache», erzählt Schläpfer. Sein Örgelenspiel ist mittlerweile offenbar auftrittsreif, doch so richtig eins mit der Welt, in der er nun für so lange Zeit selbst musiziert hat, ist er nicht mehr.

Auf die Frage, wieso er auf einmal fremdele mit dem Musizieren in den hiesigen Chnellen, weiss Schläpfer selbst nicht so recht Antwort. Einmal mehr in Schläpfers Leben treibt es ihn offenbar fort aus einem vertrauten Umfeld.

Schläpfers Neigung zu Flucht und Aufbruch ist umso erstaunlicher, als sein künstlerisches Schaffen beseelt ist vom Drang, Dinge festzuhalten. Konservieren ist sein eigentliches Metier. «Falls es das alles irgendwann nicht mehr gibt, habe ich selbst wenigstens noch eine Aufnahme davon», sagt mir Schläpfer mit einem Schmunzeln im Gesicht.

Dazu gehört unter anderem auch das Glockengebimmel der Schweizer Kühe. Dieses voralpine Grundrauschen presste Schläpfer in den 1990er-Jahren auf Tonspuren: «s Glüt» oder «s Geiss-Glüt» heissen die CDs, die Schläpfer in dieser Zeit auf den Markt wirft. Auf die Frage, ob er dabei je an den ökonomischen Erfolg der Scheiben gedacht habe oder ob dieses Schaffen eher eine brotlose Schwärmerei seinerseits gewesen sei, antwortet Schläpfer dezidiert: «Sie unterschätzen, wie viele Leute solche CDs kaufen – vor allem auch Auslandsschweizer mit Heimweh.»

Scheitern am Grossen

Musikethnologie und Volkskundler wurde er in den Medien schon genannt. Damit kann er wenig anfangen. Als ich sage, dass er mich in seinem Drang, das Authentische, noch nicht vom Modernen Entstellte aufzuspüren, an die Gebrüder Grimm und die deutschen Romantiker erinnere, findet er dies «tröstend». Es scheint, als behage ihm der Gedanke, dass sein Tun in der Geschichte nicht alleine dasteht; dass vor ihm auch schon andere das Bedürfnis verspürten, Altes zu sammeln, um es in neuen Gefässen den Zeitgenossen vor die Füsse zu werfen: Schaut doch, all der Reichtum!

«Wenn man tiefer in ein Gebiet eindringt, dann offenbart sich erst der ganze Schatz dahinter», sagte er einmal in einem Interview. Zuweilen ist dieser Schatz aber fast zu gross, als dass er sich noch künstlerisch vermitteln liesse. So erkläre ich mir zumindest Schläpfers Ausführungen zu seinem Wirken und offensichtlichen Scheitern in jenen Jahren, als er in Mexiko lebte.

Während der einzigen kurzen Pause an diesem Wandertag versucht mir Schläpfer mit einem Sandwich in der Hand zu erklären, was ihn in dieser Zeit in Mexiko an- und umtrieb. Er war an etwas Grosse, etwas, das selbst ihn überforderte. So viel verstehe ich. Es hatte wohl wie immer bei Schläpfer mit Klängen und Rhythmen zu tun. Und vermutlich auch mit der Verwurzelung dieser Geräuschkulisse in der sie umgebenden Landschaft. Doch das sind Spekulationen, denn konkreter vermag auch Schläpfer sein Scheitern von damals nicht in Worte zu fassen.

In den Achzigerjahren war es der radikale «Downbeat» in Gwerders Kunst, also sein ohne Zögern einsetzendes Spiel, das in Schläpfer den Wunsch weckte, Gwerders Schüler zu werden. Unterwegs erzählt Schläpfer begeistert, wie Gwerders ganzes Wesen «Downbeat» gewesen sei: Direkt und ohne Umschweife sei der Mensch gewesen. Er sprach, wie er Örgeli spielte: immer auf den Punkt. Und damit war Gwerder auch so etwas wie das Gegenprogramm zu Schläpfer selbst, der in seinem Leben immer wieder um und mit Sachen ringt.

So zum Beispiel auch mit der Entscheidung, ob er kurz vor dem Bahnhof Dornach noch mit mir zum Bahnhof gehen oder doch lieber in die entgegengesetzte Richtung weitermarschieren soll. Denn Schläpfers Wandertag ist entgegen meinem eigenen noch nicht vorbei. Sein Tagesziel ist das Kloster Mariastein an der Grenze zu Frankreich. Schläpfer entscheidet sich schliesslich für die entgegengesetzte Richtung. Er geht seinen Weg alleine.



Der Schüler. Cyrill Schläpfer lernte von den Besten. Foto Thomas Aeschbacher